

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



PREMTSCHAND

Godan
oder Das Opfer

Roman

Aus dem Hindi übersetzt
von Irene Zahra

Nachwort von Annemarie Etter

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

KAPITEL I

Als Hori Ram mit dem Füttern der zwei Ochsen fertig war, sagte er zu seiner Frau Dhanija: «Schick Gobar das Zuckerrohr hacken. Wer weiß, wann ich zurück sein werde. Und reich mir meinen Stab!»

Dhanija hatte beide Hände voll Kuhmist. Sie kam gerade vom Brennfladenmachen. «Iß doch erst einen Happen», meinte sie. «Wozu denn die Eile?»

Hori runzelte seine von Falten zerfurchte Stirn. «Du denkst immer nur ans Essen. Ich habe ganz andere Sorgen. Komme ich zu spät zum Herrn, kann ich ihm meine Aufwartung nicht mehr machen. Hat er erst einmal mit dem Baden und Betten begonnen, muß ich stundenlang warten.»

«Drum sag' ich ja, nimm erst einen Bissen zu dir. Und wenn du heute mal nicht gehst, dann ist das auch nicht weiter schlimm. Du bist doch vorgestern erst dort gewesen.»

«Warum mischst du dich in Dinge, die du nicht verstehst? Gib mir meinen Stab und kümmer dich um deinen eigenen Kram. Schließlich ist es meinen ständigen Bemühungen zu verdan-

ken, daß wir noch am Leben sind. Wer weiß, was sonst aus uns geworden wäre? Wie viele Leute im Dorf haben ihren Acker verloren, sind von Haus und Hof vertrieben worden. Wenn dir einer auf die Gurgel tritt, ist es immer noch das klügste, ihm die Fußsohle zu küssen.»

Dhanija war nicht so weltklug. Ihrer Meinung nach bestellten sie das Feld des Samindars¹, und dafür nahm er schließlich seine Pacht. Wozu um ihn herumscharwenzeln, ihm zu Füßen fallen? In den zwanzig Jahren ihres Ehelebens hatte sie zwar nur zur Genüge erfahren, daß, ganz gleich wie sehr sie auch knauserte, wie sehr sie sich auch immer das Geld vom Mund absparte, und selbst wenn sie jede einzelne Kauri² dreimal umdrehte, die Pacht aufzubringen unendlich schwer war. Trotzdem war sie nicht gewillt, klein beizugeben, und deswegen lag sie sich mit ihrem Mann tagtäglich in den Haaren. Von ihren sechs Kindern waren nur noch drei am Leben: Gobar, ein Junge von etwa sechzehn Jahren, und zwei Mädchen, Sona und Rupa, zwölf und acht Jahre alt. Drei Knaben waren schon im frühesten Kindesalter gestorben. Sie wurde das Gefühl nicht los, daß sie mit nur ein wenig Medizin hätten gerettet werden können; doch nicht einmal für einen halben Paisa³ hatte sie Medikamente kaufen können. Und war nicht sie selbst erst sechs- unddreißig? Doch ihr Haar war bereits völlig ergraut, das Gesicht von Runzeln übersät. Ge-

beugt war ihre Gestalt, ihr schöner heller Weizenteint dunkel geworden, trübe ihr Blick. Alles aus Sorge ums tägliche Brot. Kein einziges Mal in ihrem Leben war ihr das Glück begegnet. Dieser fortwährende Zustand der Entbehrung hatte sie gegen ihre Selbstachtung gleichgültig werden lassen. Wozu soviel Aufhebens machen wegen einer Wirtschaft, die nicht einmal genug hergab, den Hunger zu stillen? Ihr Herz begehrte immer wieder dagegen auf; doch hatte sie erst einmal ein paar harte Worte ihres Mannes eingesteckt, fand sie stets schnell in die Wirklichkeit zurück.

Geschlagen brachte sie Horis Stab, Jacke und Schuhe, Turban und Tabaksbeutel angeschleppt und warf sie vor ihn hin.

Hori funkelte sie verärgert an: «Was soll ich mit dem ganzen Zeug? Als wollte ich deinem Elternhaus einen Besuch abstatten! Und wenn schon, dort sitzt auch alles andere als eine schöne junge Schwägerin, für die ich mich ausstaffieren müßte.» Ein verklärtes Lächeln erhellte Horis tiefgebräuntes, eingefallenes Gesicht.

Verschämt sagte Dhanija: «Du bist mir auch gerade der stattliche Jüngling, bei dessen Anblick Schwägerinnen die Herzen höher schlagen!»

Mit großer Sorgfalt faltete Hori seine zerschlissene Jacke zusammen und legte sie aufs Bett. «Du hältst mich wohl für einen alten Mann? Bin noch nicht einmal vierzig. Männer sind mit sechzig noch Mordskerle.»

«Da schau dich nur im Spiegel an. Männer wie du reißen mit sechzig keine Bäume mehr aus. Hat nicht mal Milch und Butter, um seine Augen einzusalben, und will ein Mordskerl sein! Wenn ich dich so betrachte, dann wird mir himmelangst. Weiß Gott, was uns im Alter blüht! Vor wessen Tür wir wohl betteln gehn?»

Horis momentane Verklärtheit verschwand wie vom Feuer der Wahrheit versengt. Er nahm seinen Stock und sagte: «Ich werde die Sechzig nie erreichen, Dhanija. Mit mir ist's lange vorher aus.»

«Ist ja schon gut», erwiderte Dhanija tadelnd. «Denk nicht gleich an das Schlimmste. Lobt man dich mal, fängst du gleich an zu fluchen.»

Als Hori mit dem Stock auf der Schulter das Haus verließ, blieb Dhanija an der Tür stehen und blickte ihm lange nach. Die verzagten Worte ihres Mannes hatten ihr ohnehin leidgeprüftes Herz in Angst und Schrecken versetzt. Mit der ganzen Hingabe und Inbrunst einer Frau schickte sie ihrem Gatten alle guten Wünsche hinterher. Aus ihrem Innersten brach gleichsam ein Schwall von Segenswünschen hervor und legte sich schützend um Hori. In diesem bodenlosen Meer des Elends und der Armut war ihr Ehestand jener rettende Strohalm, mit dem sie das Ufer zu erreichen suchte. Horis Worte, nur allzu wahr, hatten ihr mit einem Schlag diesen Strohalm zu entreißen gedroht. Eben weil es der Wirklichkeit entsprach, traf sie der Schlag um so empfindli-

cher. Ein Zweiäugiger wird niemals den Schmerz verstehen, den ein Einäugiger empfindet, wenn man ihn einen Einäugigen nennt.

Indes schritt Hori rüstig voran. Zu beiden Seiten des Feldweges sah er die wogende grüne Pracht des jungen Zuckerrohrs stehen und dachte bei sich: «So Gott will, schickt er uns reichlich Regen, und wenn die Ernte gut ausfällt, dann halten wir uns eine Kuh. Natürlich keine von hier. Die hiesigen geben ja keine Milch, und ihre Kälber sind auch zu nichts nütze. Bestenfalls zur Arbeit in der Ölmühle.» Nein, er würde sich eine Kuh aus dem Westen, aus dem Pandschab, kaufen. Und er würde sie gut pflegen. Dann würde sie ihm ohne weiteres vier bis fünf Liter Milch geben. Gobar hatte nur zu lange auf Milch verzichten müssen. Wenn er in seinem Alter nicht richtig ernährt wurde, was sollte dann aus ihm werden? Wenn er erst mal ein Jahr lang ordentlich Milch zu trinken hätte, ein schmucker Bursche würde dann aus ihm. Die Kälber würden zu feinen Zugochsen heranwachsen, ein Paar davon mindestens zweihundert Rupien⁴ einbringen. Außerdem ist eine Kuh vor der Tür eine Zierde für jeden Hof. Allmorgendlich würde ihn der Anblick der Kuh erfreuen, was für eine Vorstellung! Wer weiß, wann sich sein Wunsch erfüllen, wann dieser gesegnete Tag kommen würde!

Wie jeder Kleinbauer, so hegte auch Hori seit eh und je die Sehnsucht nach einer Kuh. Sie war

seines Lebens schönster Traum, sein innigster Wunsch. Ein sorgenfreies Dasein zu führen, von den Zinsen eines Bankguthabens zu leben, Land zu kaufen, ein Haus zu bauen, für solche großen Vorhaben war in seinem bescheidenen Herzen sowieso kein Platz.

Über dem Mangohain ging die Junisonne auf, und während sie hoch und höher stieg, verwandelte sich des Himmels Morgenrot in glühendes Weißgold, begann die Luft sich zu erhitzen. Die zu beiden Seiten des Weges auf den Feldern arbeitenden Bauern verneigten sich grüßend und luden ihn ehrerbietig ein, mit ihnen eine Wasserpfeife zu rauchen. Dafür hatte Hori jetzt keine Zeit. Dennoch, die Achtung, die man ihm entgegenbrachte, schmeichelte ihm insgeheim, und sein hageres Gesicht überzog sich mit einem Schimmer von Stolz. Das war natürlich alles nur seinen guten Beziehungen zum Herrn zu verdanken, daß man ihm respektvoll entgegenkam. Wer würde ihm sonst auch Beachtung schenken? Was war schon ein Bauer mit nur drei Morgen Land? Da war es keine geringe Ehre, daß Bauern mit drei und vier Pflugscharen ihn grüßten.

Er verließ den Feldweg und kam zu einer Mulde, wo sich zur Regenzeit das Wasser sammelte und sogar im Hochsommer noch ein paar grüne Halme sprossen. Die Kühe aus der Nachbarschaft ließ man hier weiden. Selbst zu dieser Tageszeit war die Luft frisch und kühl. Hori tat

ein paar tiefe Atemzüge. Er hätte sich nur allzu gerne ein Weilchen hingesezt. Die Hitze und der heiÙe Sommerwind würden ihn sowieso den ganzen Tag über fast umbringen. Viele Bauern waren bereit, diese Senke in Pacht zu nehmen. Boten gutes Geld. Doch der Rai Sahib⁵ – Gott segne den Herrn! – hatte ihnen kurz und bündig erklärt, daß dieser Boden freies Weideland für die Gemeinde und um keinen Preis zu haben sei. Wäre er einer von diesen eigennütziigen Samindaren, dann hätte er sich gesagt: «Zum Teufel mit den Kühen. Das Geld ist uns lieber.» Doch der Rai Sahib hielt immer noch die guten alten Grundsätze hoch. Ein Herr, der nicht für seine Leute sorgt, ist eben kein Mensch.

Plötzlich erblickte er Bhola, der ihm mit seinen Kühen entgegenkam. Bhola war der Milchmann des Dorfs und handelte mit Milch und Butter. Zuweilen und sofern er einen guten Preis erhielt, verkaufte er auch Kühe an die Bauern. Als Hori die Kühe sah, wurde er von einem unwiderstehlichen Verlangen erfaßt. Wenn Bhola ihm doch die vordere Kuh gäbe! Er würde sie in Raten abbezahlen. Er wußte zwar, daß kein Geld im Haus war, daß er die Pacht noch nicht hatte bezahlen können und auch die Anleihe bei Bisegar Schah noch ausstand, deren Zinsen allmonatlich um einen Anna⁶ pro Rupie anstiegen; doch plötzlich beflügelten ihn der Mut des Verzweifelten und eine geradezu schamlose Kühnheit, die sich

nicht vor Geldforderungen und Flüchen, ja nicht einmal vor Schlägen fürchtet. Die Sehnsucht, die sein Herz seit Jahren beherrschte, trieb ihn an. Er trat zu Bhola und sagte: «Sei gegrüßt, mein lieber Bhola! Wie geht es dir? Wie ich höre, hast du auf dem Jahrmarkt neue Kühe erstanden.»

Bholas Antwort war kühl. Er ahnte, worauf Hori hinauswollte. «Ganz recht, zwei Kühe und zwei Kälber hab' ich mir gekauft. Die anderen standen alle trocken.⁷ Ohne Milch ist eben kein Geschäft zu machen.»

Hori legte der vorderen Kuh die Hand auf die Flanke und sagte anerkennend: «Eine prächtige Milchkuh, man sieht es ihr an. Was hat sie gekostet?»

Jetzt begann Bhola aber anzugeben: «Ich sage dir, Bauer, Preise sind das heuer! Achtzig Rupien hat man dafür verlangt. Ich dachte, mir fallen die Augen aus dem Kopf! Und je dreißig für die beiden Kälber. Nichtsdestoweniger verlangt der Kunde acht Liter für eine Rupie.»

«Du hast es wirklich nicht leicht, Bruder. Dennoch, wer hat hier im Umkreis von zehn Dörfern schon solche Ware!»

Bhola stieg das Lob wie Wein zu Kopf. «Hundert Rupien hat der Rai Sahib mir geboten, und je fünfzig für die beiden Kälber. Doch ich hab' sie nicht hergegeben. So Gott will, verdiene ich an ihr hundert Rupien allein beim nächsten Kalben!»

«Gar kein Zweifel, Bruder! Und wie könnte sie sich der Herr auch leisten? Wenn er sie geschenkt bekäme, dann vielleicht. Nur Leute wie du haben den Mut, einen solchen Haufen Geld zu riskieren. Ach, ich könnte die Kuh immerzu anschauen! Gesegnet ist dein Leben, daß du Kühe hüten kannst. Wir haben nicht einmal Kuhmist. Es ist wirklich eine Schande, nicht eine Kuh können wir uns leisten. Jahr um Jahr vergeht, und wir kriegen nicht einen Tropfen Milch zu sehen. Meine Frau liegt mir schon dauernd in den Ohren: ‹Warum sagst du's nicht dem guten Bhola?› Und ich antworte dann immer: ‹Wenn ich ihn nächstens sehe, werd' ich mit ihm reden.› Sie hat eine ganz hohe Meinung von dir. Sie sagt immer: ‹Einen solchen Mann findet man selten, der, wenn er mit Frauen spricht, seine Augen stets gesenkt hält und nicht ein einziges Mal aufblickt!›»

Bhola stieg das neuerliche Lob noch mehr zu Kopf. «Was ein rechtschaffener Mann ist, der behandelt die Frauen und Töchter anderer Männer wie seine eigenen. Diese Schurken, die immer andere Weiber anstarren, die sollte man erschießen.»

«Wie wahr sind doch deine Worte, Bruder. Ein ehrenwerter Mann ist, wer eines anderen Ehre wie seine eigene achtet.»

«So wie eine Frau nach dem Tod ihres Mannes verwitwet und verwaist ist, so ist auch ein

Mann nach dem Ableben seiner Frau verlassen und verloren. Mein Haus steht verödet, Bauer, niemand da, mir auch nur einen Becher Wasser zu reichen.»

Bholas Frau war im vergangenen Jahr an Hitzschlag gestorben. Hori wußte das, doch daß in dem fünfzig Jahre alten Skelett von Bhola noch solche Leidenschaft raste, das hatte er nicht gewußt. In dessen Augen glühte ja förmlich das Verlangen nach einer Frau. Hori witterte eine günstige Gelegenheit. Seine Bauernschläue war sofort erwacht. «Es ist schon so, wie das alte Sprichwort sagt: ‹Ohne Frau ist jedes Haus eine Gespensterhöhle.› Warum heiratest du nicht noch mal?»

«Ich bin ständig auf der Suche, Bauer, doch so schnell geht einem keine ins Netz. Mir soll's auf hundert Rupien nicht ankommen. Es liegt in Gottes Hand.»

«Ich werde es mir durch den Kopf gehen lassen. So Gott will, steht dein Haus bald nicht mehr leer.»

«Nun, das wäre mir ein großer Trost, mein Freund. Du weißt, der Herr hat mein Haus reich gesegnet. An Essen herrscht kein Mangel, und zwanzig Liter Milch kommen täglich rein. Doch wozu das alles?»

«Im Haus meiner Schwiegereltern, da gibt es ein junges Weib. Vor drei oder vier Jahren ist ihr Mann ihr auf und davon, ab nach Kalkutta. Die

Ärmste fristet gerade so ihr Leben. Kinder hat sie keine, sieht gut aus und versteht zu reden. Mit einem Wort, sie ist die reinste Lakschmi⁸.»

Bholas faltiges Gesicht glättete sich im Nu. Hoffnung wirkt Wunder. «Ich verlaß' mich ganz auf dich, Bauer. Sobald es deine Zeit erlaubt, gehn wir sie uns anschauen.»

«Laß mich nur erst die Sache regeln, ich sag' dir dann Bescheid. Allzu große Hast verdirbt die Mahlzeit.»

«Wie du meinst. So eilig ist es ja nun auch wieder nicht. Und falls dir der Sinn nach dieser Buntgescheckten steht, dann nimm sie dir nur.»

«So eine Kuh geht über mein Vermögen, mein Bester. Ich will dir keinen Schaden zufügen. Es wäre unrecht von mir, einem Freund das Wasser abzugraben. Es ist so lange ohne Kuh gegangen, dann geht es auch noch ein Weilchen weiter ohne.»

«Wie kannst du nur so etwas sagen, Hori. Wo wir uns so nahestehen. Nimm dir die Kuh und bezahl mir dafür, was du willst. Ob sie nun auf deinem Hof steht oder auf meinem! Ich hab' sie für achtzig Rupien gekauft, du kannst sie auch für achtzig haben. Da, nimm sie schon!»

«Mein Bester, ich hab' doch kein Geld. Verstehst du denn nicht?»

«Aber, mein Lieber, wer hat denn Geld von dir verlangt?»

Hori hüpfte das Herz vor Freude. Für achtzig

Rupien war die Kuh nicht teuer. Sie war gut gebaut, gab zweimal täglich sechs bis sieben Liter Milch, und das so mühelos, daß selbst ein Kind sie melken konnte. Jedes Kalb von ihr würde an die hundert Rupien wert sein. Eine Kuh vor seiner Tür, welch ein Glanz für seine Hütte! Er stand jetzt mit vierhundert Rupien in der Kreide, doch er betrachtete Schulden sowieso als eine Art Geschenk. Wenn er erst Bholas Hochzeit perfekt gemacht hatte, dann würde der die Schulden ein, zwei Jahre lang mit keinem Wort erwähnen. Und falls die Hochzeit nicht zustande käme, dann war das für Hori noch lange kein Grund zur Aufregung. Na, wenn schon, Bhola würde immer wieder kommen und sein Geld verlangen, großen Krach schlagen und herumfluchen. Aber das machte ihm doch nichts aus! Er war an Schlimmeres gewöhnt. Für einen Bauern war das geradezu ein Vergnügen. Daß er Bhola dabei übers Ohr haute, war schließlich gang und gäbe. Auch ob es über diesen Handel etwas Schriftliches gab oder nicht, war ihm einerlei. Er lebte in ständiger Angst vor Schicksalsschlägen wie Dürre und Überschwemmungen, und er war ein gottesfürchtiger Mann; doch so ein Betrug war in seinen Augen überhaupt kein Betrug. Das war lediglich eine Frage des Eigennutzes, und der war schließlich nichts Schlechtes. Diese Art von Betrugerei praktizierte er ohnehin Tag und Nacht. Kam der Geldverleiher, dann schwor er dem bei seiner

Seele, daß nicht ein Paisa im Haus war, auch wenn er mehrere Rupien im Koffer hatte. Den Flachs durch Anfeuchten und die Baumwolle durch ein paar Saatkörner schwerer zu machen war für seine Moralbegriffe nur recht und billig. Im vorliegenden Falle war es außerdem nicht nur Eigennutz, es war auch ein mordsmäßiger Spaß. Eines alten Mannes Weibertollheit ist immer eine ulkige Sache, und wenn man einen solchen Alten obendrein auch noch etwas schröpft, dann ist das ja wohl keine Sünde!

Bhola legte Hori das Halfter der Kuh in die Hand und sagte: «Nimm sie dir, Bauer. Sie wird dich an mich erinnern. Sobald sie kalbt, wird sie sechs Liter Milch geben. Komm, ich will sie dir bis vor die Haustür führen. Du bist ihr im Moment noch fremd, sie könnte unterwegs widerspenstig werden. Um dir die Wahrheit zu sagen, der Herr hat mir nur neunzig Rupien geboten. Doch was versteht der schon von Kühen! Außerdem würde er sie auch nur an irgendeinen Verwalter oder Bediensteten weiterreichen. Und was machen sich Verwalter schon aus dem Kühehüten? Die verstehen sich sowieso nur aufs Blutsaugen. Solange die Kuh Milch gibt, halten sie sie, und dann verkaufen sie sie weiter. Wer weiß, in wessen Hände sie dann fällt? Geld ist schließlich nicht alles, mein Freund. Der Mensch hat auch seinen Dharma! Auf deinem Hof ist sie gut aufgehoben. Dir kann es nicht passieren, daß

du dich mit vollem Magen schlafen legst und die Kuh ungefüttert stehen läßt. Du wirst sie versorgen und pflegen. Die Kuh wird uns Segen bringen. Was soll ich dir sagen, mein Freund, nicht eine Handvoll Häcksel ist mir verblieben. Mein ganzes Geld hab' ich springen lassen müssen auf dem Markt. Ich hatte geglaubt, daß ich beim Geldverleiher etwas borgen und damit Häcksel kaufen kann, doch ich hab' noch nicht einmal die vorige Anleihe abbezahlt. So hat er's mir verweigert. Die Sorge, wie ich all die Tiere füttern soll, die bringt mich noch ins Grab. Auch wenn ich jedem nur zwei Handvoll gebe, geht doch täglich fast ein ganzer Zentner drauf. Nur mit Gottes Beistand werde ich das überstehen.»

Mit teilnehmender Stimme erwiderte Hori: «Warum hast du mir das nur nicht früher gesagt? Ich hab' erst unlängst ein ganzes Fuder Stroh verkauft!»

Bhola schlug sich mit der Hand vor die Stirn und sagte: «Du weißt ja, mein Lieber, man kann nicht allen sein Leid klagen. Niemand teilt es, doch alle lachen sich eins. Um die Kühe, die jetzt trocken stehen, ist es mir nicht leid, die kann ich mit Laub und so durchbringen; doch die neue hier, die braucht gutes Futter. Vielleicht kannst du mir wenigstens Häcksel für zehn bis zwanzig Rupien geben.»

Ein Bauer ist ein rechter Geizkragen, das steht außer Zweifel. Ihm auch nur einen Paise

Schmiergeld aus dem Beutel zu locken ist eine Kunst. Im Preiseaushandeln ist er ein Fuchs, mit dem Geldverleiher kann er um jeden Viertel-paisa Zinsen stundenlang feilschen, und solange er vom eigenen Vorteil nicht restlos überzeugt ist, läßt er sich auf gar nichts ein. Doch mit der Natur steht er sein ganzes Leben lang auf du und du. Die Bäume tragen Früchte – die Menschen essen sie; auf den Feldern reift das Getreide – zum Nutz und Frommen der Welt; die Kuh gibt Milch – sie selbst trinkt sie nicht, andere trinken sie; die Wolken senden Regen – damit die Erde Wasser hat. Bei einem solchen Verhältnis, wo ist da Raum für schnöden Eigennutz?

Hori war ein Bauer, und er hatte gelernt, daß man sich nicht die Hände wärmt, wenn des Nachbarn Haus in Flammen steht. Sobald er Bholas Klagesang hörte, änderte sich seine Haltung. Er gab Bhola das Halfter wieder zurück und sagte: «Du weißt, ich hab' kein Geld. Doch da ist noch ein bißchen Häcksel, das werde ich dir geben. Komm es dir abholen. Wie kann ich deine Kuh annehmen, wenn du sie für Futter verkaufen mußt? Die Hände sollten mir abfallen.»

Mit belegter Stimme erwiderte Bhola: «Aber deine Zugochsen, die werden doch dann verhungern! Oder hast du noch soviel Häcksel übrig?»

«Keine Sorge, mein Bester. Das Getreide stand dieses Jahr gut.»

«Es war nicht recht von mir, dir gegenüber von dem Häcksel anzufangen.»

«Hättest du es mir nicht gesagt, und ich hätte hinterher davon erfahren, dann hätte es mich sehr gekränkt, daß du mich wie einen Fremden behandelst. Wie könnten wir bestehen, wenn nicht einer dem anderen gelegentlich brüderlich hilft!»

«Nimm wenigstens die Kuh.»

«Nicht jetzt, mein Bester. Ich hole sie mir später.»

«Dann laß uns zumindest den Preis für das Häcksel durch Milch abgleichen.»

«Was soll all das Gerede vom Preiseabgleichen», entgegnete Hori mit beleidigter Stimme. «Wenn ich einige Male in deinem Haus aße, würdest du dann gleich Geld von mir verlangen?»

«Werden deine Ochsen auch sicher nicht verhungern?»

«Irgendwie wird Gott uns schon einen Ausweg zeigen. Die Regenzeit steht vor der Tür. Ich werde schnell etwas Grünfutter aussäen.»

«Doch diese Kuh gehört jetzt dir. Sobald es dir paßt, komm sie dir holen.»

«Wenn ich dir deine Kuh jetzt abnehmen würde, dann wäre das gerade so, als wollte ich meines Bruders Zugochsen auf der Auktion erstehen.»

Hätte Hori die Gabe besessen, die Situation zu durchschauen, dann hätte er mit Freuden die

Kuh genommen und wäre heimgezogen. Da Bhola kein Bargeld verlangte, war es eigentlich klar, daß er die Kuh nicht des Futters wegen verkaufte, sondern aus einem anderen Grund. Doch Hori ging es so wie einem störrischen Gaul, der sich, vom Rascheln des Laubes stutzig geworden, lieber totprügeln läßt, als daß er auch nur einen Schritt weiterginge. Seit Geburt und Wiedergeburt war in ihm der Gedanke verwurzelt, daß von einem anderen in der Not zu nehmen eine Sünde ist.

Bhola konnte sich vor Freude kaum halten. «Soll ich dann jemanden schicken wegen dem Häcksel?»

Hori antwortete: «Eben gerade bin ich auf dem Weg zum Rai Sahib. Von dort werde ich nicht vor einer Stunde zurückkehren. Danach kannst du jemanden schicken.»

Bholas Augen füllten sich mit Tränen. «Mein lieber Bruder Hori! Du bist mein Retter in der Not. Jetzt weiß ich, daß ich nicht allein stehe in dieser Welt. Auch ich habe einen Freund und Gönner.» Und dann, einen Augenblick später, setzte er hinzu: «Und vergiß mir ja nicht die andere Sache!»

Frohen Mutes schritt Hori weiter. Sein Herz jubilierte. Was machte es schon, daß ihm dadurch fünf oder zehn Scheffel Häcksel verloren gingen? Er hatte den Ärmsten davor bewahrt, in der Not seine Kuh zu verkaufen. «Wenn ich erst wieder

Futter habe», dachte er, «dann hol' ich mir die Kuh. Gott steh' mir bei, daß ich bald eine Frau für ihn finde. Dann stellt das alles keine Schwierigkeit dar.» Er drehte sich um und schaute zurück. Da ging die Buntgescheckte. Mit dem Schwanz die Fliegen fortwedelnd und den Kopf hin und her werfend, schritt sie gemächlich dahin, majestätisch wie eine Königin im Gefolge ihrer Dienerinnen. Gesegnet der Tag, an dem diese Kamdhenu¹⁰ vor seiner Tür stehen würde!

KAPITEL 2

Semari und Belari sind beides Dörfer im Gebiet von Audh. Der Name des Kreises ist dabei unwichtig. Hori wohnte in Belari, Rai Sahib Amarपाल Singh¹¹ in Semari. Die Dörfer waren nur fünf Meilen voneinander entfernt.

In der Kampagne des gewaltlosen Widerstandes¹² hatte sich der Rai Sahib großes Ansehen erworben. Er hatte sein Amt als Ratsmitglied niedergelegt und war ins Gefängnis gewandert. Seither wurde er von den Pächtern seines Gutes hoch verehrt. Nicht, daß diesen Pächtern irgendwelche Konzessionen gemacht wurden oder die Härte der Strafen und der Fron geringer geworden wäre; doch die Schuld dafür schob man jetzt ausschließlich den Verwaltern in die Schuhe. Der strahlende Ruhm des Rai Sahib wurde da-

durch in keiner Weise verdunkelt. Der Ärmste war ja auch nur Sklave des Systems. Das Gesetz nahm seinen Lauf, wie in der Vergangenheit, so auch in Zukunft. Der Rai Sahib mit seinem Edelsinn konnte darauf keinen Einfluß nehmen. Und so war, obwohl er an Einkünften und Autorität nicht das geringste eingebüßt hatte, sein Ansehen gewaltig gestiegen. Für seine Pächter hatte er immer ein paar freundliche Worte übrig. Und war das etwa nichts? Ein Singh ist selbstverständlich ein Raubtier, doch wenn er, anstatt zu brüllen und zu knurren, gar lieblich redet, dann kann er in der eigenen Höhle Beute machen und braucht nicht erst im Dschungel auf Raubzug auszugehen.

Obgleich der Rai Sahib Nationalist war, unterhielt er gute Beziehungen zur englischen Obrigkeit. Er sandte den Herren regelmäßig Geschenke, Körbe mit Obst und Gemüse, und die niederen Beamten erhielten ebenfalls ihre Kommissionen. Er war ein Literatur- und Musikliebhaber, ein Theaterenthusiast, ein gewandter Redner, ein guter Schriftsteller und ein ausgezeichnete Jäger. Obwohl seine Gattin bereits vor zehn Jahren gestorben war, hatte er nicht wieder geheiratet. Er genoß sein Witwerdasein in vollen Zügen.

Als Hori das Portal des Herrenhauses erreichte, sah er, daß die Vorbereitungen für das im Juni stattfindende Daschara-Fest¹³ in vollem Gange waren. Hier wurde eine Bühne aufgebaut, dort

wurden für die Gäste Zelte aufgestellt, an anderer Stelle Pavillons und Verkaufsbuden errichtet. Trotz stehender Sonnenglut legte der Rai Sahib persönlich Hand an. Von seinem Vater hatte er neben dem Vermögen auch dessen Verehrung für Rama¹⁴ geerbt, und nachdem er über die Bogenlegende aus dem «Ramajana»¹⁵ ein Theaterstück geschrieben hatte, sorgte er mit dessen Aufführung alljährlich für gepflegte Unterhaltung.

Zu diesem Anlaß waren alle seine Freunde und Bekannten, höhere und niedere Beamte und überhaupt jedermann eingeladen. Mehrere Tage lang ging es auf dem Gut hoch her. Der Rai Sahib hatte nämlich eine weitläufige Verwandtschaft. Rund einhundertfünfzig Herrschaften würden hier festlich speisen. Da waren viele Onkel, Dutzende von Vettern, zahlreiche Neffen und eine Flut angeheirateter Verwandter. Ein Onkel war ein treuer Verehrer von Radha¹⁶ und hatte sich deshalb für immer in Brindavan niedergelassen. Er schrieb eine Unmenge devoter Poesie, die er von Zeit zu Zeit drucken ließ und an seine Freunde verteilte. Ein anderer Onkel war ein treuer Anhänger von Rama und gerade dabei, das «Ramajana» ins Persische zu übersetzen. Sie alle bezogen monatlich Geld aus dem Familienbesitz, keiner hatte es nötig zu arbeiten.

Hori stand im Pavillon und überlegte, wie er wohl seine Ankunft kundtun könnte, als plötzlich der Rai Sahib eintrat. Sobald dieser ihn er-

blickte, rief er aus: «He, Hori! Da bist du ja! Ich wollte dich eben rufen lassen. Schau, du mußt den Gärtner des Königs Janak spielen. Paß auf! Wenn Janaks Tochter zum Tempel geht, dann mußt du mit einem Rosenstrauß dastehen und ihr die Blumen überreichen. Mach mir keinen Fehler, und erinnere die Pächter eindringlich daran, daß sie ja alle mit ihren Spenden erscheinen sollen. Komm mit mir ins Haus, ich habe mit dir zu reden.»

Er schritt in Richtung Herrenhaus voran, Hori lief hinterher. Dort im Schatten eines dicht-belaubten Baumes ließ er sich auf einen Sessel nieder und gab Hori das Zeichen, sich auf die Erde zu setzen. «Du weißt, was ich meine. Mein Verwalter wird tun, was er kann; doch er kennt sich nicht so gut aus mit den Pächtern wie ein anderer Pächter. Innerhalb der nächsten Woche muß ich zwanzigtausend Rupien auftreiben. Wie ich das zuwege bringe, weiß ich noch nicht. Du wirst dich sicherlich fragen: «Warum vertraut der Herr mir armem Schlucker seine Sorgen an?» Wem kann ich mein Herz schon ausschütten? Ich weiß nicht, warum, doch zu dir habe ich irgendwie Vertrauen. Und soviel ist gewiß, du wirst nicht heimlich über mich lachen. Selbst wenn du lachst, dann kann ich das ertragen. Was ich nicht ertragen kann, das ist das Lachen von Leuten meines Standes, denn die lachen aus Neid, Bosheit und Mißgunst. Und warum soll-

ten sie auch nicht? Ich lache ja auch aus vollem Halse, wenn sie von Unglück und Schicksalschlägen betroffen werden, und klatsche obendrein noch Beifall. Reichtum und Hochherzigkeit vertragen sich eben nicht. Natürlich geben wir reichlich für wohlthätige Zwecke und tun gute Werke. Doch weißt du, weswegen? Nur um Leute unseres Standes zu übertrumpfen. Unsere Wohlthätigkeit und guten Werke sind glatter Egoismus, Egoismus durch und durch. Wenn einer von uns vor Gericht gestellt wird, sein Vermögen verliert, wegen Steuerrückständen eingesperrt wird, wenn irgend jemandem schon frühzeitig der Sohn stirbt, die verwitwete Tochter Schande bereitet, das Haus abbrennt oder irgendeiner sich von einem Freudenmädchen zum Narren halten läßt, von seinen eigenen Pächtern verprügelt wird – dann halten sich alle anderen vor Lachen den Bauch und freuen sich, als wäre das Glück der ganzen Welt in ihren Schoß gefallen. Doch sehen wir uns, dann ist das eine Herzlichkeit und Liebe, als würde keiner von uns zögern, den letzten Tropfen Blut für seinen lieben Nächsten zu vergießen. Selbst meine Verwandten hier, die Onkel, Neffen, Vettern, die alle auf Kosten des Gutes das Leben genießen, die nichts weiter tun als Gedichte schreiben, Geld verspielen, trinken, prassen und in Luxus leben, selbst die sind mißgünstig und neidisch. Wenn ich auf der Stelle tot umfalle, dann zünden die ein Freudenfeuer an.

Keiner versteht, daß auch ich Sorgen habe und unglücklich sein kann. In deren Augen habe ich nicht einmal ein Recht dazu. Wenn ich weine, dann tue ich das angeblich nur zu meinem Vergnügen. Wenn ich nicht heirate und in meinem Haus nicht dauernd Zank und Streit herrscht, dann nur aus schönem Egoismus; heirate ich jedoch, dann bin ich ein Lüstling. Trinke ich nicht, bin ich geizig; doch trinke ich, dann heißt es gleich, ich trinke das Blut meiner Pächter. Bin ich kein Wüstling, dann habe ich keinen Sinn für Schönes. Wäre ich ein Wüstling, na, dann solltest du sie erst einmal hören! Mit allen Mitteln haben sie schon versucht, mich zu einem ausschweifenden Leben zu verleiten, und sie versuchen es immer noch. Es ist ihr sehnlichster Wunsch, daß ich mit Blindheit geschlagen werde, damit sie mich um so unverschämter ausplündern können. Meine Pflicht und Schuldigkeit ist es angeblich, so zu tun, als merkte ich nicht, was um mich herum vorgeht, und trotzdem weiterhin den Esel zu spielen.» Der Rai Sahib steckte sich zur Stärkung zwei Betelrollen¹⁷ in den Mund und blickte Hori ins Gesicht, als wollte er dessen Gedanken lesen.

Seinen ganzen Mut zusammennehmend, sagte Hori: «Ich dachte immer, daß diese Dinge nur unter uns kleinen Leuten passieren, doch wie sich zeigt, kommen sie auch unter den feinen Leuten vor.»

Den Mund voll Betel, rief der Rai Sahib aus: «Du meinst, wir seien feine Leute! Dem Namen nach vielleicht, doch nicht der Gesinnung nach. Wenn unter den Armen Neid und Mißgunst herrschen, dann aus Eigennutz und Hunger. Diese Art von Neid und Mißgunst betrachte ich als entschuldbar. Wenn dir jemand das Brot vom Mund stiehlt, so hast du ein Recht, es ihm wieder abzunehmen, und sei es mit Gewalt. Nur Heilige sehen da tatenlos zu. Doch wir Reichen sind neidisch und mißgünstig aus purer Freude daran. Wir sind so groß, daß uns Niedertracht und Schurkereien ungeteilte und höchste Freude bereiten, so göttlich, daß uns das Lachen kommt, wenn andere weinen. Glaub' nicht, daß das so einfach ist. Bei einer so weitläufigen Verwandtschaft ist immer mal einer krank. Und große Leute haben natürlich auch große Krankheiten! Wie könnte ein großer Mann auch nur von einer kleinen Krankheit befallen werden! Beim geringsten Fieber werden wir behandelt, als lägen wir im Sterben. Zeigt sich ein kleiner Pickel, dann ist das gleich ein Karbunkel. Telegramme werden versandt an den Assistenzarzt, an den Oberarzt und sogar an den Chefarzt. Jemand wird nach Delhi losgeschickt, «des Landes Wunderdoktor» zu holen, ein anderer nach Kalkutta gesandt, «die Leuchte der Medizin» herbeizurufen. Im Tempel dort wird zur Göttin Durga¹⁸ gebetet, die Astrologen studieren die Horoskope, und die tantri-

schen¹⁹ Priester vollführen ihre Riten. Alles ist in Bewegung, den Radscha²⁰ dem Rachen des Todes zu entreißen. Dabei warten Vaidhja²¹ und Doktor ja nur darauf, daß mich der Kopfschmerz plagen möge und der Goldregen in meinem Haus einsetzt. All das Geld wird natürlich mit gezücktem Dolch aus dir und deinesgleichen herausgeholt. Was mich dabei verwundert, ist, daß die Flamme eurer Schmerzensschreie uns nicht zu Asche verbrennt. Aber nein, das ist auch wieder nicht zu verwundern. Zu Asche verbrannt zu werden dauert ja nicht lange; das wäre eine viel zu kurze Pein. Wir braten schön langsam am Spieß. Um uns vor all dem Jammer und Wutgeschrei zu retten, begeben wir uns in den Schutz der Polizei, der Beamten, des Gerichts und der Advokaten, und wie eine schöne Frau werden wir zum Spielzeug in den Händen aller dieser Leute. Die ganze Welt glaubt, wir seien glücklich. Wir haben Güter, Herrensitze, Equipagen, Diener und Gesinde, Schulden, Freudenmädchen, was nicht alles. Doch ein Mensch ohne inneren Halt, ohne Selbstachtung, das ist kein Mensch, was immer er sonst auch sein mag. Jemand, der aus Furcht vor seinen Feinden nachts nicht schlafen kann, über dessen Unglück alles lacht, der niemandes Mitleid weckt, der ganz und gar von anderen abhängig ist, sich im Rausch seiner Ausschweifungen und Laster völlig vergißt, der Obrigkeit die Füße küßt und seinen Untertanen das Blut

aussaugt, den kann ich wahrlich nicht glücklich nennen. In meinen Augen ist er das elendste Wesen dieser Welt. Ja mehr noch. Wenn die Herren Engländer zur Jagd kommen oder auf der Durchreise sind, dann ist es meine Pflicht, hinter ihnen herzutrabem. Ein einziges Stirnrunzeln von ihnen läßt unseren Atem stillstehn. Was tun wir nicht, um sie zufriedenzustellen. Wenn ich dir das alles erzählen wollte, du würdest es nicht glauben. Geschenkkörbe und Bestechungsgelder sind nicht einmal das Schlimmste. Wir werfen uns vor ihnen gar noch in den Staub! Unser Parasitendasein hat uns so verweichlicht, daß wir nicht einen Funken Selbstvertrauen mehr besitzen. Vor den Herren Engländern wedeln wir wie Hunde mit den Schwänzen und buhlen um ihre Gunst. Mit ihrer Hilfe unsere eigenen Leute in Schach zu halten, das ist unser einziges Streben. Die Schmeicheleien unserer Lakaien haben uns so eingebildet und arrogant gemacht, daß wir jeglichen Sinn für Anstand, Demut und Gemeinnutz verloren haben. Manchmal denke ich, wenn die Regierung unsere Güter beschlagnahmen würde und uns für unseren Lebensunterhalt arbeiten ließe, dann würde sie uns einen großen Dienst erweisen. Soviel steht jedenfalls fest, die englische Regierung wird uns nicht mehr lange in Schutz nehmen. Wir bringen ihr keinen Nutzen mehr. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß unser Stand bald aufhören wird zu existieren. Ich

jedenfalls heiÙe den Tag willkommen. Möge Gott ihn bald senden! Das wird der Tag unserer Rettung sein. Wir sind das Opfer von Umständen geworden, die uns zerstören. Und solange wir uns nicht von den versklavenden Ketten des Reichtums befreien, solange dieser Fluch auf uns lastet, werden wir uns nicht auf die Stufe wahrer Menschlichkeit erheben können, die letztlich das Ziel des Lebens ist.»

Der Rai Sahib zog wieder seine Beteldose hervor und steckte sich einige Rollen in den Mund. Er wollte gerade in seiner Rede fortfahren, als ein Bote erschien und meldete: «Herr, die Fronarbeiter weigern sich weiterzuarbeiten. Sie sagen: ‹Solange wir nichts zu essen bekommen, tun wir nichts.› Als wir sie einzuschüchtern versuchten, haben sie einfach die Arbeit niedergelegt und sind auseinandergelaufen.»

Auf der Stirn des Rai Sahib erschienen Zornesfalten. «Komm», sagte er mit wtendem Blick, «diesen Gaunern werde ich es zeigen! Wann hat es jemals etwas zu essen gegeben! Und jetzt plötzlich das! Einen Anna pro Tag kriegen sie, so wie immer. Für den Lohn werden sie arbeiten, und damit SchluÙ.» Zu Hori gewandt, sagte er: «Geh jetzt, Hori, und triff deine Vorbereitungen. Denk daran, was ich dir gesagt habe. Von deinem Dorf erhoffe ich mir mindestens fünf-hundert Rupien.» Schumend vor Wut zog der Rai Sahib los.

Hori blieb stehen und dachte bei sich: «Eben noch all das Gerede von Tugend und Pflicht, und dann gerät er im Handumdrehen so in Wut!»

Die Sonne stand jetzt genau im Zenit. Vor ihrer stechenden Hitze zogen selbst die Bäume ihren Schatten ein. Der Himmel war bleigrau, und die flimmernde Erde schien zu zittern und zu beben. Hori nahm seinen Stock und wandte sich heimwärts, bedrückt von der Sorge, woher wohl das Geld für die Festlichkeiten kommen sollte.

KAPITEL 3

Als Hori sich dem eigenen Dorf näherte, sah er, daß Gobar immer noch auf dem Acker war und Zuckerrohr hackte. Die beiden Mädchen arbeiteten auch mit.

Ein heißer Sommerwind wehte, Wirbelstöße ließen den Staub auffliegen, und die Erdoberfläche flimmerte, als hätte Mutter Natur die Luft in Brand gesteckt.

«Warum sie nur immer noch auf dem Acker sind? Als wollten sie sich bei der Arbeit umbringen!» Er schlug den Weg zum Feld ein und rief schon von weitem: «Heda, Gobar! Warum geht ihr nicht heim? Willst du denn endlos weiterarbeiten? Hast du denn gar nicht gemerkt, daß schon längst Mittagszeit ist?»

Sobald die drei seiner ansichtig wurden, nahmen sie ihre Hacken und gingen auf ihn zu. Gobar war ein großer, schlanker, dunkelhäutiger Bursche, dem diese Art von Arbeit offensichtlich ganz und gar nicht gefiel. Sein Gesicht verriet keine Freude, nur Widerwille und Trotz. Er hatte bloß deswegen weitergemacht, weil er zeigen wollte, wie gleichgültig ihm Essen und Trinken waren. Das ältere Mädchen, Sona, war schon eine junge Frau von anmutiger Gestalt, mit dunklem Teint, fröhlich und lebhaft. Ein roter Sari aus grober Baumwolle, den sie an den Knien geschürzt und in der Taille festgesteckt hatte, gab ihrer zarten Gestalt den Anschein der Fülle und des Erwachsenseins. Die jüngere, Rupa, schien fünf bis sechs Jahre alt, ein kleiner Schmutzfink, ganz schön frech und immer weinerlich. Das Haar hatte sie zu einem Knoten gebunden und trug um die Hüften einen kurzen Schurz.

Rupa schmiegte sich an Horis Schenkel und rief: «Papa, da schau! Nicht einen Erdklumpen hab' ich ausgelassen. Die Schwester sagt, ich soll mich unter den Baum setzen. Doch wie kann unser Boden schön glatt werden, wenn wir nicht alle Klumpen zerkrümeln? Nicht wahr, Papa?»

Hori nahm sie auf den Arm und streichelte sie. «Das hast du recht gemacht, mein Kind. Komm, laß uns jetzt nach Hause gehen.»

Gobar konnte seinen angestauten Groll nicht länger unterdrücken und platzte heraus: «Warum

mußt du nur tagtäglich vor dem Herrn herumdienern? Sein Bote kommt ja doch angerannt und beschimpft uns, sobald wir mit der Pacht im Rückstand sind. Frondienste müssen wir ebenfalls leisten, und alle möglichen Leute mästen sich an unseren Geschenken. Warum mußt du dann immer noch zu ihm hinkriechen?»

Der Gedanke war Hori soeben auch gekommen. Dennoch, der rebellische Sinn des Knaben mußte gebrochen werden. «Und was würde aus uns ohne diese Kriecherei? Gott hat uns als Sklaven geschaffen, dagegen können wir nicht an. Eben dieser Kriecherei ist es ja zu verdanken, daß niemand etwas gesagt hat, als wir uns am Hauseingang einen Schuppen angebaut haben. Ghura hat an seiner Tür nur einen Pfahl eingeschlagen, und gleich haben ihm die Aufseher zwei Rupien Strafgeld abgenommen. Und wieviel Schlamm haben wir nicht aus dem Dorfteich herausgeholt, und der Aufseher hat nicht ein Wort gesagt! Alle anderen müssen ihm dafür Geschenke geben. Ich krieche in meinem eigenen Interesse. Glaub nicht, ich hätte Quecksilber in den Beinen oder daß mir das Dienern Spaß macht. Stundenlang läßt man mich warten, ehe man den Herrn auch nur benachrichtigt. Manchmal kommt er dann heraus, ein andermal läßt er mir ausrichten, daß er keine Zeit hat.»

«Es muß doch schön sein, den Jasager für die Herren zu spielen», meinte Gobar höhnisch, «wie

würden sich sonst die Leute danach drängen, im Dorfrat zu sitzen!»

«Du hast leicht reden, mein Sohn. Wenn auf deinen Schultern erst Verantwortung ruht, dann wirst du's schon erleben. Früher hab' ich genauso gedacht wie du, doch jetzt weiß ich, wenn einem das Messer an der Kehle sitzt, kann man keine großen Sprünge machen.»

Nachdem Gobar seine Wut am Vater ausgelassen hatte, war er wieder friedlich und ging schweigend neben ihm her.

Sona, die mit ansehen mußte, wie Rupa auf Vaters Arm getragen wurde, plagte die Eifersucht. Tadelnd sagte sie: «Komm runter und lauf auf deinen eigenen Füßen. Hast du dir etwa die Beine gebrochen?»

Vaters Hals mit beiden Armen umschlingend, erwiderte Rupa trotzig: «Ich komm' nicht runter! Papa, Sona ärgert mich immer. Sie sagt, daß ihr Name Gold bedeutet und meiner nur Silber. Gib mir schnell einen anderen Namen!»

Hori tat, als sei er mit Sona böse. «Warum ärgerst du sie, Sonija? Gold ist schön anzuschauen, doch was wären wir ohne Silber? Gäb's kein Silber, wo kämen da die Rupien her?»

Sona verteidigte ihre Meinung: «Ohne Gold gäb's keinen Schmuck. Wo kämen da die Nasenringe her? Woraus würden Halsketten gemacht?»

Jetzt nahm auch Gobar an dem Geplänkel teil

und riet Rupa: «Sag Sona, daß Gold gelb ist wie welches Laub, aber Silber weiß wie die strahlende Sonne!»

«Auf der Hochzeit trägt man goldgelbe Saris, niemand trägt einen silberweißen!» gab Sona zurück.

Dieses Argument setzte Rupa außer Gefecht. Nicht eines der Argumente Horis und Gobars konnte vor diesem bestehen. Flehentlich blickte sie ihren Vater an.

Hori versuchte es nunmehr mit einer neuen Taktik. «Gold ist für die Reichen», sagte er, «für uns Armen ist das Silber. Und so nennen wir die Gerste die Königin des Getreides, Weizen aber ihre Sklavin, weil nämlich die Reichen Weizen essen und wir die Gerste.»

Dieser Taktik war Sona nicht gewachsen. Sie gab sich geschlagen. «Ihr habt euch alle gegen mich verbündet», grollte sie. «Ich hätte sie ja heulen lassen!»

Rupa machte ihr eine lange Nase. «Ach, du mein Gott! Sona eine Sklavin! Ach, du mein Gott! Sona eine Sklavin!» Überglücklich über ihren Sieg, konnte sie nicht mehr stillsitzen. Sie sprang von ihres Vaters Arm, und fröhlich auf und nieder hüpfend, wiederholte sie im Kehrreim: «Rupa eine Königin, Sona eine Sklavin! Rupa eine Königin, Sona eine Sklavin!»

Als sie zu Hause ankamen, stand Dhanija bereits wartend an der Tür. Ärgerlich fuhr sie Go-

bar an: «Warum kommst du nur so spät heim! Wer wird sich denn schon bei der Arbeit umbringen?» Dann wandte sie sich wütend an ihren Mann: «Und du, du mußt nach deinem Riesenverdienst auch noch zum Acker traben. Der Acker könnte dir ja fortlaufen!»

Neben dem Hauseingang war ein Brunnen. Hori und Gobar schütteten sich jeder einen großen Krug Wasser über den Kopf, wuschen Rupa auf die gleiche Weise und setzten sich dann zum Essen nieder. Es gab Mehlfaden aus Gerste, doch so weich und weiß, als wären sie aus Weizen. Dazu Linsenmus mit grüner Mango darin. Rupa aß von ihres Vaters Tablett. Sona betrachtete sie mit scheelem Blick, als wollte sie sagen: «Da schau, Vaters Nesthäkchen!»

«Worüber hast du mit dem Herrn gesprochen?» erkundigte sich Dhanija.

Hori stürzte einen Becher Wasser herunter und sagte dann beiläufig: «Oh, über nichts weiter. Bloß über Pachtabgaben. Wir glauben immer, die großen Leute seien glücklich; doch wenn ich dir die Wahrheit sagen soll, sie sind viel schlechter dran als wir. Unsere einzige Sorge ist unser Magen. Die dagegen haben tausend Sorgen.»

Was der Rai Sahib ihm sonst noch gesagt hatte, das war Hori völlig entfallen. Von der ganzen langen Rede war ihm als Quintessenz nur dieses eine im Gedächtnis haftengeblieben.

«Warum gibt er uns dann nicht sein Gut?»

meinte Gobar sarkastisch. «Wir sind durchaus bereit, ihm dafür unser Feld, unsere Ochsen, Pflug, Hacken und alles andere zu überlassen. Glaubst du vielleicht, der würde tauschen? Das ist doch alles nur Getue, faustdicke Lüge. Wer Sorgen hat, der hält sich nicht Dutzende von Wagen, der lebt nicht auf Schlössern, der ißt nicht nur die feinsten Sachen, der amüsiert sich nicht bei Gesang und Tanz. Leben wie die Fürsten und sind obendrein noch unglücklich!»

«Mit dir kann man nicht vernünftig reden!» entgegnete Hori gereizt. «Niemand gibt sein Eigentum auf, warum sollte ausgerechnet er es tun? Was bringt uns zum Beispiel unser Acker ein! Nicht mal einen Anna Tageslohn. Sogar ein Diener mit bloß zehn Rupien Monatslohn ißt und kleidet sich besser als wir. Trotzdem können wir von unserm Acker nicht lassen. Was sollten wir auch tun, wenn wir unsern Acker aufgeben? Wo eine Stelle finden? Außerdem haben wir schließlich einen Ruf zu wahren. Das Ansehen, das der Bauernstand genießt, fehlt den Dienstboten. Genauso mußt du auch die Lage der Samindare sehen. Deren Leben wird von Hunderten von Übeln geplagt. Da sind die englischen Beamten zu füttern, muß man vor ihnen scharwenzeln, und die eignen Beamten und Angestellten sind ebenfalls zufriedenzustellen. Wenn sie ihre Bodensteuer nicht rechtzeitig entrichten, werden sie gleich eingesperrt und enteignet. Uns sperrt

keiner ein. Bei uns beläst man es bei Drohungen und Flüchen.»

«Das ist alles bloß schönes Gerede», erwiderte Gobar. «Wir sind arm wie die Feldmäuse, haben nur Fetzen am Leib, arbeiten, daß uns der Schweiß aus allen Poren strömt, und trotzdem bleibt uns genug zum Leben. Die dagegen sitzen fein bequem auf ihren Polsterkissen, haben Hunderte von Dienern und herrschen über Tausende von Leuten. Schon möglich, daß sie nicht auf dem Geldsack thronen, doch leben tun sie in Saus und Braus. Was will der Mensch auch sonst mit seinem Vermögen anfangen?»

«Du willst doch nicht etwa sagen, daß wir und sie gleich sind?»

«Gott hat uns alle gleich geschaffen.»

«Das stimmt nicht, mein Sohn. Gott hat große und kleine Leute gemacht. Reichtum ist die Belohnung für ein frommes Leben. Wir hatten keine guten Taten aufzuweisen, darum können wir jetzt auch nicht mit Vergnügungen rechnen.»

«Das sind ja alles nur Ausreden. Gott hat alle Menschen gleich geschaffen. Doch sobald nur jemand einen Knüppel in die Hand kriegt, fällt er über die Armen her und schwingt sich selbst zum großen Mann auf.»

«Da irrst du dich aber. Vier Stunden bringt der Herr auch heute noch mit Gottes Lobpreisung und Beten zu.»

«Und auf wessen Kosten preist er Gott und tut er seine frommen Werke?»

«Seine eigenen, natürlich!»

«Keineswegs. Auf Kosten seiner Bauern und auf Kosten seiner Arbeiter! Doch der zu Unrecht erworbene Reichtum liegt dem Herrn schwer im Magen. Deshalb ist er wohltätig, eben deswegen betet er zu Gott. Ich möchte den mal nackt und hungrig Gott lobpreisen sehn! Wenn mir jemand täglich zwei Mahlzeiten geben würde, dann würde ich auch Tag und Nacht zu Gott beten und ihn lobpreisen. Laß den nur einen einzigen Tag auf dem Acker Zuckerrohr hacken, alle seine Frömmigkeit wäre vergessen.»

Hori gab sich geschlagen: «Wie soll man nur vernünftig mit dir reden, mein Sohn, wenn du dich sogar in Gottes heilige Ordnung einmischst!»

Am Nachmittag, als Gobar wieder mit der Hacke losziehen wollte, sagte Hori: «Warte einen Augenblick, Sohn. Ich komme mit. Doch vorher laß uns ein bißchen Häcksel rausstellen. Ich habe Bhola versprochen, daß er welches haben kann. Der arme Kerl weiß nicht ein noch aus.»

Gobar warf seinem Vater einen vorwurfsvollen Blick zu und sagte: «Wir haben kein Häcksel zu verkaufen.»

«Ich verkauf's ja gar nicht. Ich geb's ihm so. Er steckt arg in der Patsche. Da müssen wir ihm helfen.»

«Der hat uns auch noch nie eine Kuh geschenkt.»

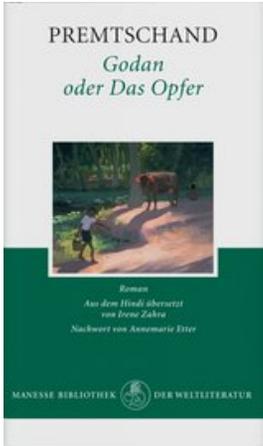
«Er wollte es ja tun, doch ich hab' sie nicht genommen.»

Dhanija zwinkerte mit den Augen. «Der wollte nie im Leben eine Kuh verschenken. Ausgerechnet dir wird er eine geben! Nicht mal für Augenschminke rückt er einen Tropfen Milch heraus und wird eine Kuh verschenken!»

«Bei meiner Jugend!» schwor Hori. «Er hat mir seine beste pandschabische Kuh angeboten. Er sitzt mächtig in der Klemme. Hat kein Futter mehr. Will jetzt eine Kuh verkaufen, um dafür etwas Häcksel einzuhandeln. Doch ich dachte mir, wie kann ich einem Menschen in der Not die Kuh abnehmen? Ich werde ihm ein bißchen Häcksel geben, und hab' ich erst wieder ein paar Rupien, dann hol' ich mir die Kuh. Den Rest kann ich in Raten abbezahlen. Achtzig Rupien kostet sie; doch sie ist solch ein Prachtexemplar, daß man den Blick nicht abwenden kann.»

«Deine Rechtschaffenheit ist noch mal dein Untergang», sagte Gobar geringschätzig. «Dabei ist das doch eine ganz klare Sache. Die Kuh ist achtzig Rupien wert. Da kann er sich von uns für zwanzig Rupien Häcksel holen und uns die Kuh geben. Bleiben sechzig Rupien. Die werden wir ihm nach und nach abbezahlen.»

Hori lächelte geheimnisvoll. «Ich hab' mir einen Schachzug ausgedacht, wie ich die Kuh



Premchand

Godan oder Das Opfer

Roman

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 896 Seiten,
9,0 x 15,0 cm
ISBN: 978-3-7175-2108-2

Manesse

Erscheinungstermin: September 2006

«Dieser Roman ist ein wunderbares Buch.»
Günter Grass

Premchands bewegender Roman zeichnet ein realistisches Bild Indiens in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts. Aus einer Fülle von Einzelschicksalen entsteht das berührende, bisweilen ironisch gebrochene Porträt einer Gesellschaft im Umbruch. »Godan« gilt als Meilenstein der Hindi-Literatur und Beginn ihrer Moderne.

Als kleiner Bauer lebt Hori Ram mit Frau und drei Kindern mehr schlecht als recht vom Anbau von Zuckerrohr. Der Berg seiner Schulden ist hoch und wächst unausweichlich Jahr um Jahr, wenn Pacht und Saatgut zu zahlen sind. Auch die Verheiratung zweier seiner Kinder wird ihn wieder Geld kosten, das er nicht besitzt. Dennoch erwirbt Hori eine Kuh – ein fataler Griff nach dem Glück, der eine teuflische Spirale in Gang setzt und den gutmütigen, traditionsbewussten Mann samt seiner Familie fast in den Ruin treibt. Die Hoffnung auf Godan, auf das Opfer, das ein Mensch nach hinduistischem Brauch in der Stunde seines Todes bringt, indem er einem Priester eine Kuh schenkt, rückt am Ende in weite Ferne.

Hori und die existentiellen Probleme indischer Kleinbauern auf dem Land stehen im Mittelpunkt des Geschehens. Ihnen stellt Premchand mit spitzer Feder gezeichnete Vertreter der städtischen Oberschicht zur Seite: beispielhafte Charaktere wie den unersättlichen Großgrundbesitzer, den skrupellosen Immobilienmakler, die emanzipierte Ärztin oder den unangepassten Universitätsprofessor. Sein Figurenreichtum und die Vielstimmigkeit der Lebensperspektiven verleihen diesem Roman die eindrucksvolle Größe eines zeitkritischen Gesellschaftspanoramas.